Bekanntmachungen.

(nach Muster (...) daß die Ware (...) gut dar, das (...) Bauhütte" (...) Art- bzw. Be- (...) Firmenführung (...) anderen Worten (...) Die Anführung (...) Bedeutung. (...) einfache Wort (...) derartig allge- (...) sich daraus er- (...) (II 364/30.)

Gerichts-

(...) Arbeitneh- (...) Arbeitgeber (...) Beteiligten, (...) deren Rechte (...) berührt werden (...) Vermeidung (...) Versäumung die (...) Bekanntgabe des (...)

(...) falscher (...) Zeitpunkten zu (...) Auskunft an (...) oder ob es sich (...) Diese Wün- (...) von Spar- (...) bei Er- (...) einer Vertrags- (...) gegeben haben.

zugt der violettblühende Bittersüß oder klet-ternde Nachtschatten, der in seinen leuchtendroten, farbenprächtigen Beeren einen scharfen Giftstoff birgt. An Hecken und Zäunen findet man gelegent-lich die weiße Zaunrübe, deren Beeren scharlachrot gefärbt sind. Beide Pflanzen enthal-ten ein gefährliches Gift, das hauptsächlich in den knollig verdickten Wurzeln aufgespeichert ist.

Ein gefährliches, glücklicherweise selten auftre-tendes Gartenunkraut ist die Hundspeter-silie, die viel Aehnlichkeit mit der Gartenpeter-silie und dem Kerbel hat und oft in ihrer Mitte wächst. Sie ist aber durch ihren widerlichen Ge-ruch von den genannten Gartengewürzen zu un-terscheiden. Ein anderes giftiges Unkraut ist der Taumellolch, der gelegentlich im Getreide vor-kommt. Die neuzeitliche landwirtschaftliche Saat-gutreinigung macht dieses Unkraut jedoch immer seltener.

An schlammigen Gräben, in Sümpfen und an Flußufern wachsen Giftranunkel und Was-serschierling. Beide sind sehr giftig, geben je-doch wegen ihres feuchten Standortes selten Ver-anlassung zu Vergiftungen.

Auch bei den Zierpflanzen unserer Gärten fin-den wir einige giftige Vertreter. Ich nenne hier die schwarze Nieswurz, die mitten im Win-ter mit schneeweißen, großen Blüten auffällig her-vortritt und deshalb auch Schneerose oder Christ-blume genant wird. Häufige Gartengewächse sind der blaue Sturmhut, und der in allen mög-lichen Blütenfarben auftretende Schlafmohn, aus dessen Samenkapseln Opium und Morphium gewonnen werden. Seine wilde Stammform, der leuchtend rote Klatschmohn, kommt stellen-weise noch als häufiges Unkraut im Getreide vor. Einen gefährlichen Giftstoff enthält der farben-prächtige Goldregen, der besonders durch seine Samen gelegentliche Unglücksfälle bewirkt. Ein alteinheimischer Baum ist die Eibe, die nur in den Blättern der weiblichen Pflanze ein scharfes Gift birgt.

Auf den Wiesen findet man trotz der starken Bekämpfung noch ziemlich häufig die Herbst-zeitlose, die vom Gesetz der Zeit gleichsam losgesagt, im Herbst auf den kahlen Wiesen ihre wunderbaren, blaßroten Blüten entwickelt und im zeitigen Frühjahr ihre braunen Samenkapseln treibt, wenn die anderen Blumen erst am Anfang ihrer Entwicklung stehen.

Heimische Pflanzen im Volksmunde und Volksglauben.

Zusammengestellt von **H. Casack.**

Mehr und mehr geht die Eigenart unserer Heimat infolge der wirtschaftlichen Entwicklung verloren. Ungezählte fremde Arbeiter haben mit ihren Familien bei uns eine Existenz gefunden und tragen bewußt oder unbewußt dazu bei, ange-stammten Brauch und ehrwürdige Sitte in Ver-gessenheit geraten zu lassen. Besonders stark wird auch die plattdeutsche Sprache zurückgedrängt, und es ist schon lange höchste Zeit, daß Heimatfreunde sich mehr als bisher auf diesem Gebiete betätigen. Eine geradezu klassische, grundlegende Arbeit hat der bekannte heimische Sprachforscher Fr. Woeste in seinem Wörterbuch der westfälischen Mundart geleistet. Ihm verdanke ich für die nachfolgende Zusammenstellung sehr viel. Leider ist das Buch im Handel vergriffen. — Möchten die angeführten Pflanzenbezeichnungen, die meist überaus treffend vom Volke geprägt sind, durch die Schulen und heimattreue Frauen und Männer wieder mehr in Gebrauch gebracht werden.

Appel = der Apfel. Pirus Malus.

Aikappel = Gallapfel am Eichenbaum. — För en Appel un en Ai. — Werden im Frühjahr die Aepfel rar und teuer, sagt man wohl: Nu hett de Appeln goldne Stertkes. — De Appel fällt nit wit vam Stamm, (und wenn die Kinder, durch schlechte Eigenschaften der Eltern belehrt, sich zum Besseren wenden, setzt man dazu): Et si dann, dat de Bom schef am Auwer stet.

Aelberte = Erdbeere. Fragaria vesca. — Dat es, as wenn de Kau ne Aelberte schluket.

Austerpilose = gelbe Narzisse. Nar-cissus Pseudo-Narcissus.

Baise = Binse. Scirpus paluster. — He get in de Baisen. — Die Binsen wurden von den Kin-dern, insbesondere von den Hütejungen, gern be-nutzt, um daraus Hüte und Körbchen zu flechten.

Ruahpiepe = Bärenklau. Heracleum. — Aus dieser Pflanze verfertigen sich die Kinder oft eine Art Violine, indem sie einen schmalen Streifen der Oberhaut, nämlich von Knoten zu Knoten, durch untergeschobene, dünne Stengelstückchen vom Stengel abspreizen. Der Violinbogen wurde von einem dünneren Stengelstück in derselben Weise hergestellt.

Berke = Birke. Betula alba. — Man setzte früher gern eine Birke in den Obsthof und meinte: Dat es für dat Fretwerk, nämlich für die Ameisen und das Ungeziefer. — Schon Konrad von Megen-dorf berichtete im 14. Jahrhundert, daß die Jugend im Frühlinge den Birken den Saft abzapfe, indem sie den Stamm anbohre und durch ein Röhrchen Wurzel durchschneide und den aus der Wunde kommenden Birkensaft in einer Flasche auffange, mit Zucker versüße, mindestens drei Tage in die Erde lege und dann als erfrischendes Getränk ge-nieße. Auch als Mittel gegen Hautkrankheiten wird das Birkenwasser verwandt.

Braom oder Pinkstblaume = Ginster oder Besenpfriem Genista anglika. — Aus ihm machte man Besen zum Ausfegen der Tenne, wäh-rend der Hof mehr mit einem Birkenreiserbesen gekehrt wurde. — Me wait nit aer, bo tau de Bessem guet es, bis dat e op es. — De Bessem sal di ächter de Dör ston, damit man ihn immer zur Hand hat. — Wann de Braom blaumet, es de Bur krank un de Imen (?).

Botterblaume = Sumpfdotterblume. Caltha pal. — Du saß grainen un blaumen, as ne Botterblaume im Maimonde.

Brennietel = Brennessel. Urtica urens. — Aechter uesem Huse, do stet ne Kunkelfuse, dä brienet Dag un Nacht un brient doch hain Hus aff.

Bremmerte = Brombeere. Rubus fructi-cosus. — De sind sovill Grünne es Bremmerten. — Hexen die Schuhe damit einschmieren. Von manchen abergläubischen Leuten wurde die Beere darum nicht gegessen.

Brotblume = Kornrade. Agrostemma Githago.

Cifaut = Beifuß. Arthemisia absinthium. — Wer die Pflanze in seine Schuhe legt, wird nicht müde und bekommt keine wunden Füße.

Bir = Birne. Pirus communis. — Wenn de Bir riepe is, dann fällt se sowol vüör as ächter, d. h. eine alte Jungfer ist nicht mehr so wählerisch.

Bülte = Pilz. — Et giet noch Rägen, bat em de Bülten ut dem Rüggen wasset.

Büssenblaume = Holunderblüte. Knall-büchsen und Spritzbüchsen machten sich die Kinder aus Holunderholz.

Burreepiepe = Porre. Allium Porrum.

Daornbusk = Dornbusch. Du küemes oppen Daornbusk, sagte man einer trägen Spin-nerin und schleifte sie auf einem mit Dornen ge-füllten Kuhtrog durchs Dorf.

Dorant = Ackerlöwenmaul. Antirhinum. — Dust = Dost. Origanum. — Dorant-Dust, Dat het de Häze nitt en wust, hätt et Dorant nitt en don, dann sall di de Kopp im Nacken stohn.

Düwelskirssen = die Beeren der Eber-esche. Pirus auenparia.

Dullehundsblaume = Blaue Korn-blume. Centaurea cyanus.

Dusendgüllenkrud = Tausendgülden-kraut. Erythraea Centaurium. — Von dem, der den Stein der Weisen gefunden hat, sagt man: Dat es enen, de kennt Dusendgüllenkrud.

Dudissel oder Suegedissel = Sau-distel. Sonchus oleratea.

Duenerkrud = Donnerbohne oder Don-nerlauch = breitblätterige Fetthenne. Sedum telephium. — Man hing die Pflanze hier und da wohl zum Schutze gegen Blitz und Donner an die Stubendecke. Alle Familienglieder rührten je ein Blatt an, wessen Blatt zuerst welk wurde, der wird als erster aus der Familie sterben.

Draigüldenblaer = Bitterklee oder Fieberklee = Wermuth. Menyanthes.

Eke = Eiche. Quercus.

Ekelte oder Aikelte = Eichel. — Holle-bolle heny (nämlich die Eichel), holle-bolle fell, do kam Verruhschöker (das Schwein) un woll holle-bolle opfreten. — Met Gewolt kamme ne Vigeline am Ekenbome kortschlon.

Fiksbone = Stangenbohne. Phaseolus. — De Fiksbonen un de Swine de holt viel pam Sun-nenschine.

Fillette = Nelke. Dianthus.

Flodamme (Flordame) = Nachtviole. He-speris matronalis.

Fleifschblume = Kuckuckslichtnelke. Lychnis flos cuculi.

Hawerrut = Eberraute oder Abergunst. Artemisia Abrotanum.

Hed = Heidekraut. Erica vulgaris. — He fritt as en Hedhacker.

Habäuke = Hainbuche. Carpinus betulus. — Et es en Kärl, as wenn he ut der Habäuke hocht waer.

Häk = Hederich. Raphanistrum.

Herrgodsfinger = Weidenröschen. Epil-lobium augustifolium.

Hergodsblaut = Hartheu oder durch-löchertes Johanniskraut. Hypericum perforatum. Auch Jesus- oder Christusblume genannt. Sie soll aus dem Blute des Johannes entstanden sein, es fließt noch in den Adern der Blätter. Die Löcher in den Blättern haben die Kriegsknechte mit ihren Lanzen gestochen, als die Pflanze unter dem Kreuze stand. Anderwärts führt die Blume den Namen Hexenkraut, weil man glaubte, mit ihrem Safte Geister- und Hexenspuks bannen zu können. Man rechnet sie auch zu den Heilpflanzen: Nimm Dosten und Johannisblut, das ist für alle Krankheit gut.

Himmerte = Himbeere. Rubus idaeus.

Hergodsäugelkes = Wormkraut = Rainfarn. Tanacetum vulgare. — Es ist ein Mittel zur Vertreibung von Würmern.

Hanenpek = Hanenschnueder, Haunersaifer oder Kattengold = Harzfluß bei Kirsch- und Pflaumenbäumen.

Hiemdknäupkes = Römische Kamille.

Hieligesblaume = Gelbe Wucherblume, Chrysanthemum. — An manchen Orten auch Ver-lobungsblaume genannt. Hiling = Verlobung. Sie wird beim Liebesorakel gebraucht, indem man die Blütenblätter abzupft und dabei spricht: Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — klein wenig — gar nicht. Das, was beim letzten Blatt gesprochen wird, soll zutreffen.

Hittenmairanke = Geisblatt. Lonicera, ist der heilige Busch der Frau Holle. Aus seinen Blüten kocht man Tee.

Hülse = Hülsenkrabbel = Stechpalme Ilex.

Gäfe = Giersch. Aegopodium Podagraria. — Die Pflanze gehört zu den grünen Gemüsen, die am Gründonnerstag gegessen wurden. Auch heute wird sie noch vereinzelt zu einem spinatähnlichen Gemüse zubereitet.

Grundhef = Schafgarbe. Achillea mille-folium. — Sie liefert einen heilenden Tee.

Jufferntittkes = Porzellanblume = Jesusblümchen = Feuerfünkchen = Steinbrech. Saxifraga.

Juckaese = Körner der Hagebutte. Sie werden von den Kindern gern als Juckpulver ge-braucht.

Judenbaorn = Sauerdorn oder Berberitze, Berberis vulgaris. Sie wird auch Mulholt ge-nannt, weil die gekochte Rinde gegen Mundkrank-heiten angewandt wird.

Judenbaord = Schlafapfel an der Rose. Man setzte ihn früher wohl mit Branntwein an.

Klaower = Klee. Trifolium pratense.

Kastanigge = Kastanie. Aesculus Hippo-castanum.

Kasperte oder Johanniskirsche = Johannis-beere. Ribes.

Krüper = Zwergbohne. Phaseolus nanus. Bat guede Bonen sind, dä mauste an ene Sted leggen.

Kuckucksmaus = Sauerklee. Oxalias acetosella.

Kummerkaorn = Mutterkorn. So ge-nannt, weil sein starkes Vorkommen Not und Mangel bringt.

Kraigenschuoken oder Kraigenkwichen = Ackerhahnenfuß = Ranunculus.

(Fortsetzung folgt).

En Verdaun.

Van **Fritz Linde.**

Do was es einmal en Ouhmen ewiast, änewou ut Weist-de-jo-wnal, dei har es wat in diar Stadt te daun hat. Wil dat et iahme dobie nu sate wouern was, geiht hei int eieste beste Hotel un fröget, of hei de Nacht nit dobliewen künn.

Ja, stett dei Ueöwerste van dian Kellners, sei härn noch einen Platz frie in einem twelfschöpigen Berre, do wär en Neger inne, wann hei dobie schlopen wöll, dann künn hei jo wual bliebliewen.

Dat wöll hei jo wual daun, stett unse Ouhme, män blous, hei wär so anig verschlopen; dann möchen sei iahme mone Muargen ümme half siewen ower wecken, hei wöll met diam Siewenuhrszuge wiag. Dei Neger har Tied ehat bis acht Uhr.

Dei Kellners harn fortens emiarket, dat sei et met em ollen Buern te daun harn un dat use Ouhme de Welt noch nit kennt. Un do het sei sieck dan en dullen Döün utekläukelt.

At de Ouhme die dian Neger int Berre kruapen es un faste schlöpet, do niamet sei Raut un maket domet usem Buern sien Gesichte so schwatt asen Pott, bolle noch schwätter ase de Neger es.

Am andern Muargen, kuat vüar siemen Uhr wecket sei dian Ouhmen: Hei möchte ganz schnor opstohn, wann hei noch met diam Zuge wöll; hei künn sieck nit meh eiher waschen un ok nix meh latten, et wär de höggeste Tied. Sei härn sieck ouk verschlopen.

Halfanetrochen, ungewaschen un ungekemmet un met nöchternem Lieve biesset unse gurre Ouhme op en Bahnhuaf tau.

Un at hei do grade vüar Alsbiargs groutem Geschäfte hiarfusef, do — do füht hei sieck op ein-mol selwer in sou ner grouten Schaufinsterrute afespeigelt und do — do blitt unse Ouhme op ein-mol stohn un kieket un kieket un befinnt sieck — lange — un de Mule, dei blitt iahme speierwiet uappen stohn — lange — und dann schlött hei sieck op einmol vüarn Kopp un stett:

Do het se doch, Guattverdorl, diän Neger ewecket un het mie lien loten!"

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag: Gustav Butz in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

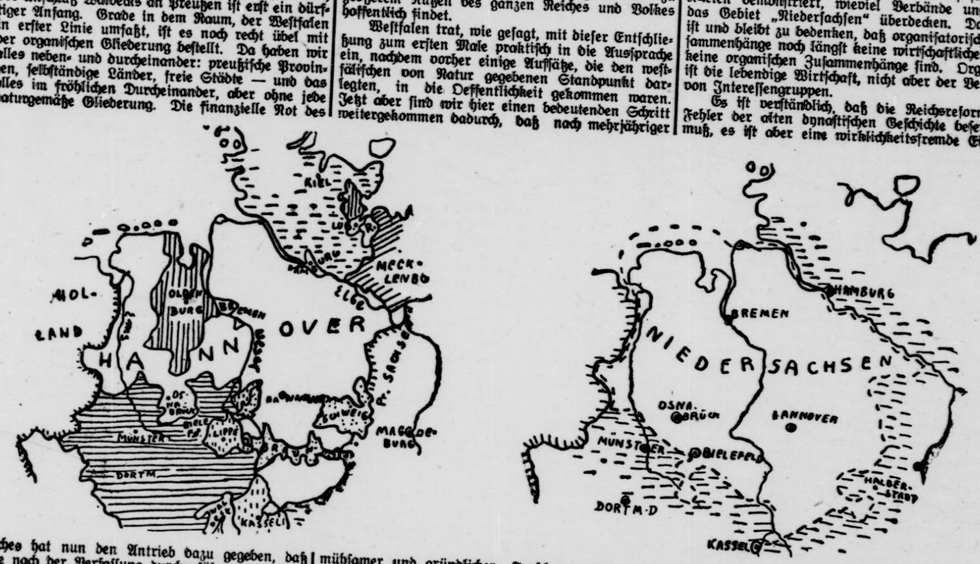
Nr. 7 — Juli — 1931

Westfalen und die Reichsreform.

Von Dr. **Brepohl.**

Die Verfassung des Deutschen Reiches sagt in Paragraph 18: „Die Gliederung des Reiches in Länder soll unter möglichster Berücksichtigung des Willens der Bevölkerung der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen". Die Umwälzung hat zwar an allen Einrichtungen des staatlichen Lebens reformiert, nur in der Einteilung des Reiches in Länder ist nichts geschehen, wenn man von der Vereinsachung des früheren dynastischen Durcheinanders in Thüringen absieht. Auch der Anschluß Waldecks an Preußen ist erst ein dürftiger Anfang. Grade in dem Raum, der Westfalen in erster Linie umfaßt, ist es noch recht übel mit der organischen Gliederung bestellt. Da haben wir alles neben- und durcheinander: preußische Provinzen, selbständige Länder, freie Städte — und das alles im fröhlichen Durcheinander, aber ohne jede naturgemäße Gliederung. Die finanzielle Not des Reiches hat nun den Antrieb dazu gegeben, daß diese nach der Verfassung durchzuführende Reform langsam der Verwirklichung entgegengeht, wobei aber zu beachten ist, daß diese Neuabgrenzung der Länder nur ein Teil der ganzen Reichsreform ist, da auch das gesamte Steuerwesen und der Verwaltungsapparat erneuert werden soll.

In Norddeutschland ist man mit dem charakteristischen Bedacht an die Dinge herangegangen, die Oeffentlichkeit und selbst verantwortliche Stellen haben erst spät begonnen, sich dafür zu interessieren. Zuerst in Hannover, wo schon vor Jahresfrist dem Provinziallandtag eine umfangreiche Denkschrift vorgelegt wurde, in der die Grundsätze, die man für die Behandlung Hannovers angewendet wissen möchte, entwickelt worden sind. Kurz gesagt denkt man sich die Neuordnung so, daß von der holländischen Grenze bis zur Elbe, von der Nordsee bis tief nach Westfalen hinein das „Land neuer Art" gebildet werden soll, das den Namen Niedersachsen bekommen soll. Als Hauptstadt wird ohne weitere Begründung Hannover eingesetzt. Um diesen letzten Punkt ging dann sehr plötzlich eine lebhafte Debatte los: Man bestritt der Stadt Hannover das Recht und die Würde, Hauptstadt des Landes Niedersachsen zu werden, griff die Grenzlage an, die für Hamburg sicher unerträglich sein würde, und wollte lieber Hamburg als Mitte des niederdeutschen Landes sehen. Die Auseinandersetzung um das hannoversche Gebilde, das man dort Niedersachsen nennt, kam dann in den beiden letzten Monaten des vergangenen Jahres stark in Gang; die heimatbewußten Zeitschriften brachten lange, teils gründliche, teils polemische Abhandlungen, Für und Wider wurden beleuchtet, an Kritik fehlte es nicht — das Gesamtbild ist dann bis heute so, daß einerseits die Fülle der Gedanken und Ideen sehr groß ist, daß aber eine Möglichkeit, sie alle zusammenzubringen zu einer Lösung, noch gar nicht gegeben ist. Andererseits hat diese Debatte aber das eine zur Folge gehabt, das allgemein als ein erster Gewinn gebucht worden ist: die niederdeutschen Kulturverbände haben sich zu einer Kundgebung zusammengefunden, in der das Recht Niederdeutschlands mit aller Bestimmtheit gefordert wird, im Gegensatz zu Berlin die kulturellen Dinge nach eigenem Willen zu ordnen. In diese Linie hat sich auch Westfalen gestellt; die Verhandlungen wiederum, so daß man ganz unabhängig von der praktisch-politischen Frage der Reichsreform eine Sammlung niederdeutschen Eigenlebens zu größerem Nutzen des ganzen Reiches und Volkes hoffentlich findet.



Westfalen trat, wie gesagt, mit dieser Entschließung zum ersten Male praktisch in die Aussprache ein, nachdem vorher einige Aufsätze, die den westfälischen von Natur gegebenen Standpunkt darlegten, in die Oeffentlichkeit gekommen waren. Jetzt aber sind wir hier einen bedeutenden Schritt weitergekommen dadurch, daß nach mehrjähriger mühsamer und gründlicher Forschungsarbeit die Provinz ein großes Werk von allgemeiner und grundlegender Bedeutung für alles, was Westfalen angeht, herausgebracht und den Landtagsabgeordneten auf dem Provinziallandtag vorgelegt hat. Dieses Werk bringt in äußerst sorgfältiger Kleinarbeit eine zusammenfassende geschichtliche Darstellung und eine bis in die letzten Einzelheiten gehende Abhandlung über das gesamte wirtschaftliche Leben, so daß wir in dem Buch „Der Raum Westfalens" (Verlag Reimar Hobbing in Berlin) eine unschätzbare Fundgrube für jeden Heimatforscher und Wissenschaftler sehen müssen. Zwei weitere Bände werden das Quellenmaterial zur Geschichte und zur Wirtschaft bringen. — Soweit es sich um Fragen des Volkstums und der Kultur handelt, hat sich auch der Westfälische Heimatbund mit der Frage der Reichsreform beschäftigt.

*

Die offiziellen Kreise Hannovers fordern ein „Niedersachsen", zu dem gehören sollen: die Provinz Hannover ganz; von Westfalen die Kreise Minden, Lübbecke, Herford, Melle, Bielefeld-Stadt und -Land, Wiedenbrück (Gütersloh), Höxter, Lippstadt und Tecklenburg; von der Provinz Hessen-Nassau der Kreis Grafschaft Schaumburg (Minteln); der Freistaat Oldenburg mit seinem Hauptlandesteil; der Freistaat Braunschweig; der Freistaat Lippe-Detmold; der Freistaat Schaumburg-Lippe; die Freie Stadt Bremen und von Hamburg die westlich der Elbe gelegenen Teile, besonders das Amt Ritzebüttel (Kuxhaven). Die Hauptfrage, die man in Hannover für die folgergestalt vorgeschlagene Grenzziehung ins Feld führt, ist, daß die Wirtschaft dieser Gebiete heute zu einem „Wirtschaftsbund Niedersachsen" zusammengeschlossen ist. Auch sonst weist die Denkschrift die Notwendigkeit der Grenzziehung damit nach, daß sie zeigt, wie die verschiedensten Verbände im ganzen nach diesem Raum organisiert sind. Zum Beispiel: die Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens, Volkshochschulgenossenschaft, Heimatbund, Bibliothekartag, Papiermacher-Berufsgenossenschaft, Hotelbesitzerverein, Arbeitgeberverband, Einzelhandel, Niedersächsische Presse, Bäckereiverband, Tabakwarenhändler, Schornsteinfegermeisterverband, Ziegeleiberufsgenossenschaft, Tischlerinnungsverband, Zeitungsgewerbe. So wird auf fast 100 Karten demonstriert, wieviel Verbände ungefähr das Gebiet „Niedersachsen" überdecken. Dagegen ist und bleibt zu bedenken, daß organisatorische Zusammenhänge noch längst keine wirtschaftlichen und keine organischen Zusammenhänge sind. Organisch ist die lebendige Wirtschaft, nicht aber der Verband von Interessengruppen.

Es ist verständlich, daß die Reichsreform die Fehler der alten dynastischen Geschichte beseitigen muß, es ist aber eine wirklichkeitsfremde Einstellung, wenn man auf das Reich Heinrichs des Löwen und ein wenig auf den Welfentraum zurückgreifen will. Haben sich doch in dem Jahrtausend seit der Herrschaft des Löwen die Verhältnisse in Deutschland einigermaßen geändert. Es kamen daher auch bald Proteste.

Wer nur einigermaßen Norddeutschland kennt, der wird leicht sehen, wie sehr das „Niedersachsen"-gebiet keine Einheit, sondern ein unorganisches Gemenge verschiedener Landschaften ist. Weder die Nordseeküste, noch Braunschweig und das Harzgebiet, noch das Osnabrücker Land gehören unbedingt zu „Niedersachsen". Das Land bleibt trotz aller „Gegenbeweise" ein Gemenge widerstrebender Teile. Rechnet man das Nordseegebiet und Osnabrück — wie es aus zwingenden Gründen geschehen muß — ab, dann zeigt sich der eine große Uebelstand, der eine so weitreichende Grenze „Niedersachsens" auch dann als sehr unsicher und ungesund erscheinen läßt: wirtschaftlich bleibt nicht viel, die Industrie besteht aus kleinen Betrieben, ist sehr homogen und in keiner Weise stark genug, um mit der reichen Landwirtschaft einen wirtschaftlichen Gleichgewichtszustand zu schaffen. Man wird aber von den künftigen Ländern erwarten müssen, daß sie sich möglichst weitgehend in sich und aus sich erhalten. Sieht man sich das Gebiet „Niedersachsen" auf der Karte einmal näher an, dann wird man das Gefühl nicht los, daß es nicht der Zweckmäßigkeit (ob den natürlichen Beziehungen, ist später zu beleuchten) entspricht, wenn man an das ziemlich geschlossene Gebiet die Kreise Bielefeld, Wiedenbrück und Lippstadt anhängt.

Wie steht nun Westfalen zu diesem Problem? Für Westfalen handelt es sich bei dieser Frage weniger um Volkstum und Geschichte als um wirtschaftliche Gesichtspunkte, die durch die Vormachtstellung des Ruhrgebietes geboten sind. So muß denn nach dem westfälischen Standpunkt die Frage nach drei Seiten hin gut und zuverlässig bestimmt werden: das Verhältnis zu Niedersachsen, zum Ruhrgebiet und zu den Rheinlanden. Nur organisch

abgewogene Verhältnisse zu diesen drei Größen werden ein gesundes Land Westfalen schaffen können.

Geschichtlich liegen die Dinge für Westfalen genau wie für Niederdeutschland: der Umfang der heutigen Provinz ergab sich aus den dynastischen Zusammenhängen, insbesondere durch die Hohenzollern, die zu ganz verschiedenen Zeiten in den Besitz westfälischer Landesteile gekommen sind. 1609 kamen die evangelischen Teile zu Preußen, und erst 1803 und endgültig 1815 gingen die katholischen Gebiete (mit gemischten Gefühlen) in die preußische Herrschaft über. Daß Osnabrück auf dem Wiener Kongreß im letzten Augenblick nicht im alten Verbande blieb, war die Folge der starken Interessen, die England durch seine Verbindung mit Hannover für dieses Gebiet hatte. — Das westfälische Ruhrgebiet aus dem Ganzen herauszunehmen erscheint unsinnig. Es ist heute schon schlechterdings unmöglich, ein rein landwirtschaftliches Westfalen zu bilden; denn dann schüfe man zwei unselbständige Gebilde: das Bauernwestfalen, das mit seiner gesamten Produktion (Lebensmittel und Kleinindustrie) von der Industrie lebt, und das Ruhrgebiet selbst, das seinen Bedarf an Lebensmitteln aus dem Raum des erweiterten Westfalens deckt. Beide Teile sind tausendfach miteinander verbunden; die Millionen Menschen der Industrie beziehen ihr Fleisch, ihre Butter, ihre Möbel aus dem weiten Raum im Norden, der daher auch pünktlich jede Wirtschaftskrise der Industrie zu spüren bekommt. In der Linie des Wiehengebirges zeigt sich jede Krise mit einem Abstand von rund 15 bis 17 Tagen. Aber der Lieferraum für das Ruhrgebiet reicht noch etwas weiter in den Norden hinauf. Zwar sind diese Verbindungen heute wieder unsichtbar geworden, in den Elendszeiten des Krieges und der Inflation wußte aber jedermann, woher er seine Lebensmittel bezog, da er ja selbst bis nach Lemförde hinauffuhr und schwer bepackt mit den Kostbarkeiten von dort zurückkam.

Die gründlichen statistischen Erhebungen in der erwähnten Denkschrift zeigen mit geradezu verblüffender Deutlichkeit, wo wirklich die Grenze des Ruhrgebietes ist. Hier sprechen objektive Tatsachen gegen die Expansionspläne Hannovers. Denn auf fast hundert Einzelkarten zeigt sich das Bild, daß fast alles, was das Ruhrgebiet verzehrt und verbraucht, aus dem Raum kommt, der begrenzt wird durch eine Linie Papenburg—Damme—Hoya. Also auch das Land Minden-Ravensberg liefert den weitaus größten Teil seiner landwirtschaftlichen industriellen Produkte in das westfälische Ruhrgebiet; die behaupteten Verbindungen nach Hannover lassen sich durch die genaue Untersuchung einwandfrei widerlegen. Milch, Schlachtvieh, Butter, Eier und Wurst, Möbel, Fahrräder und Nähmaschinen kommen aus dem angegebenen Raum, und zwar in einem solchen Uebergewicht, daß der Anteil „Niedersachsens“ dagegen geradezu verschwindet. Von allen Gütern, die hier auf die Bahn gegeben werden, kommt mindestens die Hälfte, oft sogar drei Viertel in den Raum von Hamm bis Essen.

Diese Tatsachen sprechen von wirklichen Lebenszusammenhängen und haben ein ganz anderes Gewicht als die von Hannover immer wieder in den Vordergrund geschobenen Organisationszusammenhänge, die nachweislich überall die Neigung haben, den bestehenden politischen Grenzen zu folgen. Würde aber die Grenze „Niedersachsens“ wirklich so ausfallen, wie man es sich in Hannover denkt, dann entstände ein Land, das praktisch nur mit starker Einfuhr von Industrieartikeln und ebenso großer Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte leben könnte. Dagegen würde Westfalen die Industrieprodukte wohl in die ganze Welt ausführen, seine Ernährung aber im eigenen Raum beschaffen können. Dieser Umstand wird bei der erstrebten größeren wirtschaftlichen und finanziellen Selbständigkeit der künftigen Reichsprovinzen von entscheidender Bedeutung sein. Die dann entstehenden Gebilde sollen ja in ihrer politischen Verfassung zwischen den weiten Rechten der Länder und den engen der Provinzen stehen, eigene Steuerrechte dürften zu erwarten sein. Es ist aber auf den ersten Blick befremdend, daß man im Ruhrgebiet selbst auf die ungeheure Bedeutung dieser Frage für die Zukunft des Gebietes noch gar nicht achtet; man ist zu sehr mit den nahen Dingen beschäftigt und übersieht, daß sich praktisch das Leben des Landes schon in viel weiteren Grenzen abspielt und daß das Ruhrgebiet noch längst nicht dort aufhört, wo die letzten Schornsteine rauchen.

Diese wirtschaftlichen Beziehungen des westfälischen Ruhrgebietes zur norddeutschen Tiefebene könnten schon Grund genug sein, eine Erweiterung Westfalens nach dorthin zu erwägen. Aber auch Volkstum und Kultur drängen in dieselbe Richtung. Denn wir denken heute einen Raum „Westfalen“, der nur einen Teil des wirklichen Landes Westfalen ausmacht. Paul Zaunert hat den Raum festgelegt, der wegen seines Volkstums als Westfalen bezeichnet werden muß und hat dabei eine Linie gefunden, die von der holländischen Grenze bei Papenburg in allgemein östlicher Richtung über Wildeshausen bis nach Hoya an der Weser läuft. Dort am Steinhuder Meer wendet sich die Grenze nach Süden, folgt dann später der Weser und trifft südlich Höxter auf die heutige Provinzgrenze. Dieses Westfalen ist fast doppelt so groß als die heutige Provinz und hat gegenüber dem Gebilde „Niedersachsen“ den Vorzug, geschichtlich und wirtschaftlich klarer umrissen zu sein. Es ist schon ein Glückszufall zu nennen, daß geschichtliche Bestimmungen den gleichen Raum herausschneiden wie die wirtschaftliche Gegenwart — für die weitere Behandlung des Problems dürfte dieser Umstand nicht nachteilig sein.

Die geschichtlichen Voraussetzungen für die weit vorgeschobene Nordgrenze Westfalens liegen in den starken Lebensbeziehungen, die das ganze Mittelalter hindurch zwischen Münster und diesem Gebiet auch darin widerspiegeln, daß nur diese Gebiete im ganzen Verbande „Niedersachsen“ katholisch sind. — Wenn wir hier von „Westfalen“ sprechen, dann beziehen wir den heute westfälischen Teil des Ruhrgebietes ein, und nur ihn, weil die Bindungen des rheinischen Teiles in andere Gegenden weisen (Holland, Hessen, Mittelrhein).

Ohne das Ruhrgebiet ist heute schon kein Westfalen mehr zu denken, denn die ganze Provinz gehört in den Lebensraum des Millionenvolkes hinein. Mit der Erweiterung im Norden bis an die Grenze der wirtschaftlichen Wirkung des Ruhrgebietes heran, würde Westfalen ein in gewisser Weise ideal angelegtes Land sein, das seine eigene Daseinsform darin fände, daß Landwirtschaft und Verbrauchsindustrie die vollbeschäftigten Lieferanten für das Industrievolk sein würden. Die Tatsache besteht ja heute schon, aber man würde sie durch die Umorganisierung der Verwaltung noch nachdrücklicher gestalten.

Grade durch die Beziehung zur westfälischen Industrie wird Westfalen immer aus dem Verbande der stammesverwandten Niederdeutschen ein wenig herausgelöst bleiben. Denn kulturgeschichtlich besteht schon seit Jahrhunderten der große Unterschied, daß Niedersachsen (wie wir es auch abgrenzen mögen) ein konstantes bäuerliches Leben führen und ohne große Krisen auf dem Niveau einer einheitlichen, in ihrer Art vollkommenen Kultur beharren konnte, während Westfalen dagegen seine niederdeutsche Art ganz dem warmen Leben öffnen mußte, das vom Rheine kam. Seit einem Jahrtausend und mehr ist es so, und man wird Westfalen geschichtlich bestimmen können als den nach Südwesten, auf Köln hin geöffneten Teil Niederdeutschlands, der sich im Osten mit einer ziemlich dichten Grenze an die Weser lehnt. Mit Hilfe dieser beiden Bestimmungen läßt sich auch in einer grenzenarmen Ebene ein Land Westfalen herausheben. Lippe und Hellweg sind die symbolischen und beinah auch geschichtlichen Mittelachsen, an deren innerem Punkt Soest liegt.

Damit ist Westfalen der Raum, den sich die letzte Welle der Völkerwanderung hart südlich des uralten Quellraumes erobert hat, und in dem die römisch-fränkische Kultur gleichsam stromauf vorgedrungen ist. Denn nur die Westfalen unter allen Niederdeutschen haben den alten Stammesraum verlassen, die anderen haben sich höchstens etwas über den alten Raum hinausgeschoben; darin liegt ein heute noch wirksamer Unterschied gegenüber den anderen Landschaften. Diese auf anderen Erlebnissen aufgebaute Stammesart und die jüngste Tatsache der Industrie bedingen, daß Westfalen heute ist wie es ist. Anfang und Ende wirken in derselben Richtung. Und so sind die Westfalen wohl Niederdeutsche, aber sie sind andere und sind mehr, denn der Begriff „Köln“ umschreibt einen ungeheuren Lebensquell. (Ausführlicher wurden diese Dinge im Aprilheft der „Westf. Heimat“ dargestellt.)

Damit sind wir an der Südgrenze des alten Sachsenlandes angelangt, ein neues Problem steht auf: wie ist es zwischen Westfalen und Franken? So reiht sich Frage an Frage, sie alle sollen daran mitarbeiten, daß das Reich einmal ein Drittes Reich werde, gesünder gegliedert und damit leistungsfähiger. Wie immer die Grenzen ausfallen werden, das eine bleibt, daß Westfalen einen ruhigen Block darstellen wird zwischen dem beweglichen Rheinland und dem etwas phantastischen „Niedersachsen“. So liegen dann in Zukunft drei Länder an der Westgrenze des Reiches: in der „ersten Linie“ das Rheinland, in der zweiten Westfalen, „rechts gestaffelt“, und dahinter als dritte Linie „Niedersachsen“, jedes Land wird eine andere Front und andere Lebensaufgaben und eine andere „Blickrichtung“ haben.

Das Testament der Aebtissin Philippine von Romberg im Stift Herdecke.

Von **Dr. Bruno Zierenberg.**

Am 29. November 1794 bekundete die Aebtissin Philippine Anna Elisabeth v. Romberg, präbendiert im Stift Herdecke, durch gerichtliches Testament ihren letzten Willen. Dieses Schriftstück ist besonders dadurch wertvoll, daß es einen Einblick in Wohnlichkeit und Lebenshaltung einer vermögenden Stiftsdame gewährt. Philippine v. Romberg besaß und bewohnte in Herdecke ein geräumiges eigenes Haus mit reichem Hausrat, hatte zu ihrer Bedienung eine Jungfer, ein Ankleidemädchen und zwei Domestiken, außerdem ein verfügbares Kapital von 5500 Reichstalern, dessen Zinsen sie verbrauchte. Auch in ihrer Kleidung zeigte sie sich durch vornehme Tracht und kostbaren, gewählten Schmuck als reiches Edelfräulein.

Das betreffende Testament hat folgenden Eingang:

„Ich zu Endes Unterschriebene habe in betracht der Hinfälligkeit dieses Lebens und der Ungewißheit meines Sterbetages beschlossen, in Ansehung meiner zeitlichen Güter meinen letzten Willen aufzurichten und schriftlich zu hinterlassen.

Ich verordne demnach und will, daß die Jungfer Maria Elisabeth Josine Rettig meine Universalerbin sein soll. Sie hat schon so lange Jahre bis in mein hohes Alter mir in Krankheiten und widrigen Zufällen beigestanden, meine Wirtschaft mit der größten Sorgfalt, Treue und Aufrichtigkeit geführt und sich zu meinem guten Fortkommen keine Mühe verdrießen lassen, daß ihre Treue und Attention, so sie vor meine Person gehabt, nicht genug erkennen und rekompensieren kann, als bitte den allmächtigen Gott, daß er sie davor an Seel und Leib mit seinem reichen Segen in Gnaden überschütten wolle. Damit ich aber nicht für undankbar angesehen werden möge, setze ich obgedachte Jungfer Maria Elisabeth Josine Rettig hiemit und kraft dieses meines letzten Willens zur Universalerbin meiner ganzen Verlassenschaft ein.“

So wurde also die Jungfer Rettig die Haupterbin ihrer Herrin, die indes auch ihre vornehmen und anscheinend wohlbegüterten Verwandten nicht völlig vergaß. Sie gehörten den freiherrlichen Familien v. Romberg, v. Syberg, v. Krosigk, v. Jorck, v. Plettenberg und v. Raesfeld an. In der Hauptsache bekamen sie Liegenschaften, Silberzeug, Schmuck und Bargeld. Eine der Nichten erhielt auch das Stiftshaus zugewiesen, doch mußte sie der Universalerbin die Wohnung darin „solange verstatten, bis sie sich anderswo etablieren“ konnte. Außer diesem Hause nebst Garten waren an Immobilien vorhanden:

1. eine im Kirchspiel Ende gelegene Weide, die Coshard genannt, vermacht an den ältesten Bruder, Freiherrn Caspar Adolph v. Romberg, Herrn zu Brünninghausen, nießbräuchlich jedoch lebenslänglich der Jungfer zugewiesen;
2. ein Anteil an den im Herzogtum Berg gelegenen Gütern, vererbt an den Generalleutnant Giesbert Wilhelm v. Romberg, jüngsten Bruder der Erblasserin.

Das Kammermädchen erhielt die täglichen Kleidungsstücke, sechs Hemden, sechs „nesseln Halstücher“ und sechs Kappen. Alle Bediensteten bekamen einen Jahreslohn ausbezahlt.

An Möbelstücken, Bettwerk und Weißzeug waren vorhanden:

Schildereien (Bilder), 3 Spiegel, 1 mit Porzellan bedechter Spiegeltisch, 1 Teetisch, 2 blau lackierte Teetische mit Porzellan, 2 Sessel, 12 glatte Stühle, 6 Stühle mit grünen Kissen, 6 Stühle mit Drup-d'or-Kissen, 6 Stühle mit Kissen aus Goldstoff, 3 Kommoden, 1 brauner Kasten, grüne seidene Gardinen (im Saal), grün und weiß oder blau und weiß gestreiftes Bettwerk, 2 große Betten, Lediquat und Pavillon genannt, von letzterem die Gardinen eigenhändig gestickt, 1 Kanapeebett mit Vorhängen, Domestikenbetten, 1 große Schreibtafel mit Lade (Tisch), 1 kleine Schreibtafel, 1 mit Zedernholz eingelegte Schreib- und Spieltafel, 18½ Dutz. Servietten nebst 19 dazu gehörigen Tischtüchern und mehreren Handtüchern von gleicher Art, außerdem besondere Damasthandtücher, 16 feine Betttücher, Kistchen, Dosen und „spelten Schalen“.

Das Testament führt außerdem noch auf: 1 auf gelben Gros du tour gesticktes Kleid, woraus ein Kanapeebezug gemacht werden soll. Ferner ein „gelbes in Gold gefaßtes Petschaft, worauf ein heidnisch Götzenopfer gestochen ist“. Dies Familienstück erhielt begreiflicherweise der älteste Bruder. Die mit einer goldenen Krampe versehene Bibel der Erblasserin wurde der zweitältesten Tochter dieses Bruders vermacht.

Der Silbervorrat bestand aus folgenden Stücken:

1 großen Kaffeekanne nebst Milchkanne, von der sel. Mutter geschenkt, 1 Teemaschine, 30 Eßlöffeln, 12 Dessertlöffeln, 4 Ragoutlöffeln, 2 Suppenvorlegelöffeln, 12 Zuckerlöffeln mit Zuckerzange, 2 Zuckerstreulöffeln, 30 Messern und Gabeln mit silbernen Heften (die übrigen mit blau und weißen Stielen), 3 Konfitürgabeln, 2 Zuckerschalen von getriebener Arbeit, 1 Milchschöpfer samt Löffel, 1 Teebüchse, 2 Zuckerstreubüchsen, 1 Becher samt Deckel von getriebener Arbeit, 2 Tortenvorlegern, 1 Senftopf, 1 Pfefferstreubüchse, 4 Salzschüsselchen, 1 Muskatnußreibe, 12 Korken mit silbernen Platten, 2 Schenktellern, 2 Spülnäppen, 2 vergoldeten Fruchtschalen, 1 Paar glatten Leuchtern samt Lichtputze, 1 Paar Leuchtern münsterscher Probe, desgleichen mit halbstählerner Lichtputze, 2 Paar großen Leuchtern samt 3 Girandolen (Armleuchtern), 1 „Lampet mit Gießkanne, so glatt gearbeitet ist“, desgleichen „von getriebener Arbeit“.

Endlich war an Schmuck vorhanden:

1 „diamanten“ Haarnadel, 1 Paar diamanten Ohrringe, 1 „diamanten Ring, mit sieben Steinen gefaßt“, und die „diamanten Ordensnadel, darin mitten ein Rubin gefaßt“. Letztere bekam wieder die Lieblingsnichte Juliane v. Romberg, zweitälteste Tochter des Majoratsherrn.

Philippine von Romberg war reformierten Bekenntnisses. Sie bestimmte deshalb, daß die den Erben zustehenden Revenuen des Stiftsnachjahres mit der für ihren Orden bezahlten Summe zu einem Kapital vereinigt und die Zinsen hieraus zum Unterhalt der reformierten Kirche in Herdecke verwandt würden.

1798 starb zu „Herdicke“ die Aebtissin Freifrau von Romberg. Im Schreibspind lag das hier im Auszug veröffentlichte Testament, das durch ein Kodizill von 1796 einige Aenderungen erfahren hatte. Die Begründung lautete: „Weil durch den leider erfolgten Brand meiner Scheuer ich genötigt wak, zu deren Wiederaufbauung dreihundert Reichsthaler von dem zu Brünninghausen noch zu gut habendem Kapital meiner Erbgelder einzufordern, gefolglich dies Kapital anjetzo nur 5200 Rthlr. ausmacht, so soll ein jeder von meinen Vettern und Nichten, unter welche ich dies Kapital verteilet habe, zwanzig Reichsthaler weniger als die im Testament ihnen zugelegte Portion zu hoffen haben, welches gerade die Summe der in Empfang genommenen dreihundert Reichsthaler ausmacht.“

Trotz des ungewollten Abzuges können die Legate der Aebtissin von Romberg nicht gerade als spärlich bezeichnet werden. Ueberhaupt waren die Kanonissinnen zu Herdicke meist aus reichen Familien, im Gegensatz zu dem Nachbarstift Gevelsberg, das von allen Stiften der Grafschaft Mark das ärmste war.

Die weißen Jungfrauen auf dem Hohenstein.

Hart an der Stadt Witten im Ruhrtal liegt der Hohenstein (hoge stain); ein Berg, der, mit steiler Felswand zum Ufer der Ruhr abfallend, den letzten Ausläufer des Ardeygebirges bildet. Dort, wo die Menschen Steine aus seinem Leibe brechen, glitzert das warme Sonnengold auf blankem Gestein. Seine Höhe grüßt weit in das Ruhrtal, und im Schatten seiner Bäume suchen die Menschen Ruhe und Erholung. Aber im Herbst und Winter ist es einsam auf dem „hogen stain“, und wenn Nebel im Ruhrtal brauen, Baum und Strauch in ihr feuchtes Gewand hüllen, hebt er sich fahl und gespenstisch aus dem grauen Tal hervor. —

Vor Zeiten, als seine Waldungen noch unzugänglicher waren und kaum ein Weg noch Steg seine Höhe überkreuzte, ging eine Sage unter den Menschen des Ruhrtals um.

Häufig zur mitternächtlichen Stunde sah der Wanderer, der friedlich seines Weges fürbaß schritt und der Bauer, der in den Ruhrweiden sein Vieh gegen fremde Räuber und Diebe bewachte, zwei Jungfrauen auf dem „hogen stain“. In langwallenden Gewändern mit wehenden Schleiern kamen sie vom Berge herab und gingen schweigend am Ufer des Flusses entlang bis zum „Wietkamp“. Hier kehrten sie um und schritten den gleichen Weg zurück, bis sie im Hohenstein wieder verschwanden, schweigend und geräuschlos, wie sie gekommen waren. Beim Anblick der Jungfrau trieb es den Bauer wie den Wanderer, ein „Vaterunser“ betend, in die Knie. So blieb er vor Unheil bewahrt. — Seit undenklichen Zeiten war es so.

Einstmals aber weidete am Wiethamp ein Hirte die Schafe der Bauern. Er war ein übermütiger Geselle, der nicht Furcht oder Schrecken kannte. Und so, wie im nahen Dorfe der Wächter die Mitternacht blies, sah der einsame Hirte die weißen Jungfrauen abermals entlanggehen. Aber diesmal hörte er ein starkes Geräusch wie das Rasseln einer eisernen Kette. Da packte ihn der Schalk; er nahm eine Kuhkette, rasselte damit und rief: „He, dat kann ick woll beter!“ Augenblicklich stürzten sich die Jungfrauen auf ihn, schlugen den Spötter zu Boden und drehten ihm das Genick um. Anderntags fanden die Bauern ihren Hirten tot zwischen seinen Schafen liegen.

Seitdem wurden die Jungfrauen auf dem Hohenstein nicht mehr gesehen.

Alte, getreue Nachbarn.

Unsere Bilder zeigen die beiden ältesten Gebäude in der Gemeinde Wengern. Jahrhunderte kamen und gingen, sie standen und stehen, nur durch Straßenbreite voneinander entfernt, in getreuer Nachbarschaft. Sie schauten die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges: Hunger, Mord, Brandschatzung und Pest. Sie erlebten Deutschlands Wiederaufstieg aus tiefstem Elend. Sie werden, das hoffen wir, auch nach dieser Zeit wieder bessere Tage schauen.



Das Fachwerkhaus stammt aus dem Jahre 1541. Es soll, direkt neben der alten Kirche stehend, entweder das älteste Pfarrhaus oder die Hebestelle des Klosters Herdecke gewesen sein. Zahlreiche griechische, hebräische und deutsche Schnitzereien schmücken sein Eichengebälk. Es ist dasselbe Haus, in dem sich, wie wir berichteten, vor einigen Wochen bei einer Reparatur in einem geheimen Schachte vermoderte Menschenknochen fanden. — Vor dem Hause hält die alte Postkutsche mit dem Postillon. Am 2. Februar 1852 bekam Wengern seine erste Fahrpost. Zwischen Wengern und Witten fuhr täglich einmal eine kleine, zweisitzige Kalesche. Die Geschäfte waren dem Lehrer Homrichhausen gegen eine jährliche Entschädigung von 180 Talern übertragen. Als 1873 die Ruhrtalbahn eröffnet wurde, da hatte sie ihre Dienste getan. Das Haus ist jetzt Gasthaus und Sommerfrische und trägt seinen Namen „Zur alten Zeit“ mit vollem Rechte.



Das zweite Gebäude heißt noch heute im Dorfmunde „Schlucks Hof“. Zwei Steine über den mittleren beiden Fenstern tragen die Inschriften „Anno 1599“ und „Umgebaut 1923“. Das Haus ist Gemeindeeigentum und paßt in seinem jetzigen Aussehen gut in das Dorfbild hinein. Neu ausgebaut wurden die Zimmer im Dache. Auffallend ist die hohe Lage des unteren Stockwerkes. Am Fenster links war der frühere Eingang, zu dem eine Treppe hinaufführte. Dieser Umstand sowie die meterdicken Umfassungsmauern lassen vermuten, daß das Gebäude eine Zufluchtsstätte in unruhigen Zeiten war. Ganz ähnlich ist die bauliche Anlage im alten Pfarrhaus am Friedhof. Seinen Namen „Schlucks Hof“ führt es nach einem alten Bauerngeschlechte. Aus ihm entstammte der Pfarrer Hildebrand Schluck, der mit Luther in Briefwechsel stand. Seine Wengerscke Gemeinde war die erste in der Mark, die geschlossen zum neuen Glauben übertrat. — Beim Umbau fand sich ein im Kamin eingemauertes, urnenförmiges Gefäß, enthaltend Getreideähren und eine völlig zerstörte, unleserliche Schrift. Die Kaminsteine wurden damals dem Dorfmuseum in Grundschöttel überwiesen.

Blühendes Gift in unseren Feldern und Wäldern.

In jeder Gegend gibt es eine größere Anzahl von Pflanzen, deren Genuß für Mensch und Tier schädlich ist und nicht selten zu einem qualvollen Tode führt. Die Giftwirkung dieser Gewächse ist dem Volke gewöhnlich gut bekannt, und in der zumeist auf uralten Bräuchen und Anschauungen beruhenden Volksheilkunde, in der Sage und im Märchen spielen diese Pflanzen gewöhnlich eine große Rolle. Auch in unserer westfälischen Heimat gibt es eine bedeutende Zahl von Giftpflanzen, die zum größten Teil der alteinheimischen Flora angehören und heute noch wild vorkommen. Einige sind jedoch Fremdlinge und werden als Zierpflanzen in Gärten und Parkanlagen gepflegt. Vertreter dieser giftigen Gewächse findet man an jedem Ort: in schattigen Laubwäldern, an sonnigen Berghängen, auf Schutthalden, an Wegrändern, in Gärten, auf Wiesen und Feldern und an Hecken und Zäunen. Die wichtigsten dieser Giftpflanzen wollen wir hier kurz aufzählen.

In den heimatlichen Bergwäldern, besonders in Buchenwäldern auf kalkhaltigem Boden, blüht schon im Februar und März der Seidelbast oder Kellerhals, dessen zartrote Blüten mit lieblichem Duft sich gar seltsam inmitten des winterlichen, toten Waldes ausnehmen. Die im August reifenden, blutroten Beeren und die Rinde enthalten ein starkes Gift, das schon in geringsten Mengen den Tod herbeiführt. Es ist deshalb zu begrüßen, daß dieser gefährliche Lenzesbote, der übrigens unter Naturschutz steht, bei uns sehr selten ist. Noch seltener findet sich die gefürchtete Tollkirsche, die glücklicherweise nur an wenigen Stellen des Sauerlandes in größeren Mengen vorkommt. Die strauchartige Pflanze blüht im Juni-Juli mit braunen Blüten, aus denen sich glänzende, schwarzviolette Beeren entwickeln. Diese sind den beliebten Waldbeeren ähnlich und sehen appetitlich aus, aber in ihrem erfrischenden Saft bergen sie qualvollen Tod. Die ebenfalls sehr seltene Einbeere, die über vier im Quirl stehenden Blättern ein unscheinbares Blümchen und daraus eine einzige schwärzliche Beere entwickelt, enthält kein sehr starkes Gift, so daß sie dem Menschen kaum gefährlich wird, zumal der abscheuliche, widerliche Geschmack der Beeren nicht zum Genusse reizt. Die häufigste Giftpflanze unserer Heimat ist wohl der in feuchten Laubwäldern heimische, seltsame Aronstab, dessen dunkelglänzende Blätter durch einen starken Gehalt von Kleesäure vor der Vertilgung durch Tiere geschützt sind. Auch die saftige Wurzelknolle und die scharlachroten, leuchtenden Beeren enthalten einen gefährlichen Giftstoff. An Wald- und Wegerändern und auf sonnigen Halden gedeiht überall in großen Mengen der rote Fingerhut, dessen hellrote, einseitswendige Blütentrauben im Hochsommer gar prächtig leuchten. Glücklicherweise besitzt der Fingerhut, dessen starkes Gift in der Heilkunde segensreiche Verwendung findet, einen ekelhaften Geschmack, wodurch Unglücksfälle fast völlig vermieden werden. Wesentlich milder ist das Gift des Wald-Bingelkrautes, einer kleinen, unscheinbaren Pflanze schattiger Laubwälder. Schließlich sei als Zierde sonniger Abhänge und lichter Waldränder noch die seidenglänzende Küchenschelle genannt, deren zu Aprilanfang erscheinende hellviolette Glockenblüten den Beginn des lachenden Lenzes verkünden. Das Gift der Küchenschelle findet in der Homöopathie Verwendung.

An Wegrändern, auf sonnigen Schutthalden und Abhängen wachsen in größerer Zahl giftige Pflanzen. Zu den harmloseren und häufigeren gehören das schwefelgelb blühende Schöllkraut, dessen gelber Saft als Volksheilmittel Verwendung findet, die einen ätzenden Saft enthaltende Cypressen-Wolfsmilch und der Giftlattich, dessen beißend bitterer Saft opiumähnliche, schlaferzeugende Wirkung hat. Ziemlich unauffällig ist der geflechte Schierling, aus dem die alten Griechen den berüchtigten Todestrank bereiteten. Zu den gefährlichsten Giftpflanzen gehört das schwarze Bilsenkraut, das mit seinem düsteren Totengewande und widerlichen Fäulnisgeruch so recht zu dem scharfen Gift des Krautes paßt. Nicht minder gefährlich ist der schneeweiß blühende Stechapfel, der aus dem Orient stammt und von den Zigeunern eingeschleppt worden sein soll. Seine tiefschwarzen Samen ähneln denen des Schwarzkümmels, enthalten aber ein furchtbares Gift. Glücklicherweise kommen Bilsenkraut und Stechapfel in den größten Teilen unserer Heimat überhaupt nicht vor.

Auf Schuttplätzen und in schlecht gepflegten Gärten gedeiht vielerorts der weißblühende schwarze Nachtschatten, dessen schwarze Beeren und dunkelgrüne Blätter meistens giftig wirken, wegegen sie in einigen Gegenden völlig unschädlich sind und die Blätter sogar als Gemüse gegessen werden. Den gleichen Standort bevor-